

## Dieter Ilchmann

In der DDR 1954 geboren, wuchs ich in einer, wie man heute sagen würde, sozial und finanziell schwachen Familie auf. Meine Eltern hatten kriegsbedingt nur einen Abschluss der 8. Klasse und konnten mir in der Schule, zu mindestens in den oberen Klassenstufen, nicht mehr helfen. Und es war klar: Mit dem Abschluss der 10. Klasse erlernt man einen Facharbeiterberuf und das sollte Bäcker oder Tischler sein.

Bereits in der POS (Polytechnische Oberschule) erfolgte eine ausführliche Berufsberatung durch die Lehrer. Hinzu kam der ESP-Unterricht (Einführung in die Sozialistische Produktion). Hierbei lernte man in jeweils 14 Tagen die Abläufe in einem Betrieb kennen und man bekam eine Orientierung, was einem gefällt und was nicht. Diese Form des Kontaktes zur Industrie wurde dann an der EOS (Erweiterte Oberschule) fortgesetzt, nur hieß das Fach dann „Wissenschaftlich-Praktische Arbeit“. Mein Klassenlehrer an der POS setzte sich frühzeitig bei meinen Eltern dafür ein, dass ich meinen Bildungsweg ab der 9. Klasse an der EOS fortsetzen konnte. Staatliche Unterstützung gab es dabei durch das kostenlose Ausleihen von Schulbüchern. Mein Chemielehrer begeisterte mich und ich fand den Unterricht spannend und sehr interessant. In der 7. und 8. Klasse habe ich deshalb angefangen, mich für Biographien bedeutender Chemiker zu interessieren und habe die populärwissenschaftliche Zeitschrift „Urania“ gelesen, um auch über andere Wissensgebiete mehr zu erfahren, als nur durch den Schulstoff. Hinzu kam auch die Werbekampagne der chemischen Industrie: Chemie bringt Brot, Wohlstand, Schönheit.

Von der 9. bis zur 12. Klasse besuchte ich die EOS zur Erlangung der Hochschulreife. Auch dort wurde ich durch den Chemielehrer gefördert und er schaffte es, meinen Berufswunsch zu festigen. Nach bestandener Abiturprüfung wurde ich für 18 Monate zum Grundwehrdienst einberufen und begann 1974 mit dem Chemiestudium an der Hochschule für Chemie in Leuna-Merseburg. Wenn die Eltern nicht besonders viel verdienten, erhielt jeder Student 190 Mark Stipendium monatlich zuzüglich Leistungsstipendium. Davon mussten 10 Mark für einen Wohnheimplatz bezahlt werden. (Stipendien mussten nicht zurückgezahlt werden). Das zweijährige Grundstudium war in der DDR an allen Bildungseinrichtungen sehr ähnlich und folgte dem „Lehrwerk Chemie“. Nach dem Grundstudium habe ich geheiratet und den Studienort gewechselt. An der TU Dresden absolvierte ich das Fachstudium im Bereich Hochpolymere und Textilchemie. In der Arbeitsgruppe Polymercharakterisierung diplomierte ich über ein Thema zur Charakterisierung von Copolymeren. Sowohl in Merseburg als auch in Dresden waren etwa die Hälfte der Studenten weiblich. Das war normal und in keiner Weise ungewöhnlich. Auch bei meiner Frau, die Verfahrenstechnik studiert hat, waren die Verhältnisse analog.

Mein Arbeitsgruppenleiter, Prof. G. Glöckner, dem ich sehr viel Wissen zu verdanken habe, überzeugte mich, auch bei ihm zu promovieren. Auf Grund meiner Leistungen erhielt ich für drei Jahre ein Forschungsstipendium. Monatlich bekam ich 690 Mark (500 Mark Stipendium, 150 Mark Leistungsstipendium und 40 Mark Kindergeld für unseren 1978 geborenen Sohn). Diese Zahlungen waren nicht rückzahlungspflichtig und steuer- und sozialabgabenfrei. Es war ausreichend Geld, um die Miete für eine 3-Raum-Wohnung zu zahlen und unsere kleine Familie zu ernähren.

Der Anteil der Frauen bei den Forschungsstudenten lag bei 40%. Viele Frauen schafften es, die Promotionszeit mit der Phase der Familiengründung zu verbinden, die Hälfte von ihnen hatte Kinder (1).

Ich selbst war ehrenamtlich in der Arbeiter- und Bauerninspektion (ABI) tätig. Meine Aufgabe war die Kontrolle der Einhaltung gesetzlicher Forderungen zur Frauenförderung beim Studium.

1982 promovierte ich mit dem Thema „Untersuchungen zur Dispersionskorrektur in der Ausschlußchromatographie“.

Eigentlich hatte ich vor, an der TU Dresden zu habilitieren. Das wurde mir aber verwehrt, da ich nicht bereit war, in die SED einzutreten. Deshalb nahm ich eine Gruppenleiterstelle in einem Forschungsinstitut für Medizinische Diagnostik in Dresden an und wurde Leiter einer interdisziplinären Arbeitsgruppe zur Entwicklung von Mikrotiterplatten für Enzymimmunoassays, um von Importen aus dem NSW (nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet) unabhängig zu werden. Dieses Thema konnte nach zwei Jahren erfolgreich abgeschlossen werden. Danach war ich für die Entwicklung von Tests für Steroidhormone verantwortlich. Im Rahmen einer Qualifizierung bei der Akademie für Ärztliche Fortbildung erwarb ich nach vier Jahren den Titel: Fachchemiker der Medizin (Biochemie). In dieser Zeit war ich für ein Jahr als Assistent am Biochemischen Institut der Universität Leipzig tätig und habe dort Medizinstudenten ausgebildet. Leider wird dieser Abschluss in der BRD nicht anerkannt.

Im Jahr 1981 wurde unsere Tochter geboren. Da wir unsere Kinder nicht in eine Krippe geben wollten, war meine Frau sechs Jahre zuhause. Ab dem dritten Lebensjahr konnten beide Kinder in den Kindergarten gehen und sie begann, als Technologe zu arbeiten. Eine Berufstätigkeit war für fast alle Frauen selbstverständlich, nicht nur wegen des Gelderwerbs, sondern auch wegen der gesellschaftlichen Anerkennung. Eine Unterstützung durch unsere Eltern war aufgrund der großen Entfernung der Wohnorte nicht möglich, sodass wir alle Probleme alleine und mit Unterstützung der Arbeitgeber lösen mussten. Kritisch wurde unsere Lebenssituation erst mit dem Beitritt der DDR zur BRD. Ich fand eine Stelle bei einer deutschen Diagnostikfirma, die ihren Produktions- und Entwicklungsstandort in Irland hatte, wo ich dann von 1991 bis 2000 gearbeitet habe. Da ich vor dem Umzug nach Irland keine Fahrerlaubnis hatte, mir aber notwendiger Weise ein Firmenwagen zur Verfügung gestellt wurde, konnte ich mir dort für umgerechnet ca. 50 DM eine provisorische Fahrerlaubnis kaufen, die für zwei Jahre galt und danach nach einer kurzen praktischen Prüfung und einigen Fragen zur Theorie in eine permanente Erlaubnis umgewandelt wurde. Das war sehr unbürokratisch, fand ich.

Meine Frau gehörte mit zu den ersten, die in ihrem Betrieb entlassen wurden. So erging es vielen Frauen, vor allem wenn sie noch kleine oder schulpflichtige Kinder hatten. Auch in Irland war die Akzeptanz für Frauen in anspruchsvollen Berufen nicht sehr ausgeprägt. Damit wurde uns bewusst, wie weit voraus die DDR in Sachen Gleichberechtigung war.

Ab 2000 habe ich in einer Diagnostikfirma in Magdeburg mitgeholfen, eine Produktionsstätte aufzubauen. Aus anfänglich 35 Mitarbeitern wurden bis zu meinem Ausscheiden im Jahr 2019 120. Ich war in den 19 Jahren meiner Tätigkeit Herstellungsleiter nach AMG, Entwicklungsleiter und Bereichsleiter.

Während meines Studiums und im gesamten Berufsleben habe ich immer ehrenamtliche Funktionen ausgeübt. Derzeit bin ich Versichertenberater der Deutschen Rentenversicherung und Kassenwart im örtlichen Sport- und Heimatverein. Und mit Freude pflege ich meine Kakteensammlung, die mich seit meinem 10. Lebensjahr begleitet. Nur bei unserm Umzug nach Irland hatten ich Sorgenfalten bekommen. Die in Kisten verpackten Pflanzen wurden auf Kopf transportiert und ich fand nur eine Mischung aus Kakteen, Erde und Töpfen vor.

- (1) Burkhardt, Anke; Scherer, Doris; **Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses an DDR•Hochschulen in den 80er Jahren**, Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst, S. 46, 1995